Leben.

Von George Busse-Palma.

Leben, wie ich's wend' und wäge,
Immer bleibt der alte Schluß:
Lieber deine härtesten Schläge
Als des Todes weichsten Kuß!

Jedem läßt du Sterne funkeln,
Diesem hell und jenem bleich,
Doch das Grab ist stets im Dunkeln,
Siegern und Besiegten gleich.

Ach, das Herz ist mein Berather
Und es schluchzt und fleht und spricht:
Leben, du mein Fürst und Vater,
Schlag mich, aber laß mich nicht! —

Straußenzucht.

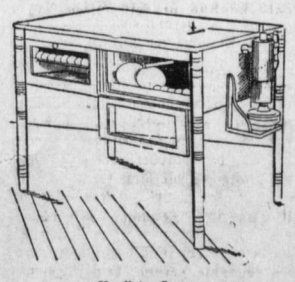
Schon im grauen Alterthum war die Schönheit und Geschmeidigkeit der großen Flügel- und Schwanzfedern des Straußes zur Genüge bekannt, und die Damenwelt hat schon damals von diesen Federn als Putz- und Prunkgegenständen ausgiebigen Gebrauch gemacht.

Infolge des fortwährend gesteigerten Bedürfnisses hat man angefangen, den Strauß zu züchten, um auf diese Weise den Federerwerb in rationelle Bahnen zu weisen. Will man die Straußenzucht vernunftgemäß betreiben, so bedarf es als Hauptbedingung einer möglichst großen Ebene, in der sich für diesen Zweck ein umfangreiches Terrain abgrenzen läßt. Je größer der gebotene Raum, je freiere Bewegung diesen Vögeln dadurch ermöglicht ist, um so gesunder und kräftiger entwickeln sich die darauf gehaltenen und gezüchteten Thiere. Der Strauß ist

Ein Straußenpaar.

vermöge seiner ganzen Organisation ein Bewohner weiter Gegenden, da er, wie kein anderer Vogel, zu schnellem Laufen geeignet ist. Laufen in freier Umgebung ist für ihn Lebensbedingung, das Thier kann nur richtig gedeihen, wenn ihm die Gelegenheit hierzu in ausgedehntem Maß geboten wird. Vor Allem aber entwickelt sich sein kostbares Federkleid, für dessen Gewinnung die ganze Zucht ja getrieben wird, in der Gefangenschaft nur innerhalb weitumgrenzter Terrains, nicht aber in den engen Behältern von zoologischen Gärten und Menagerien, zu tadelloser Güte. Ganz abgesehen von diesem seinen Aufenthalt betreffenden Erforderniß bedarf es zur gesunden Erhaltung einer Straußenherde noch der Zufuhr gewisser Nahrunsbestandtheile, ohne die die Thiere nicht gedeihen würden. Der Weidegrund dieser Thiere in ihrer Heimath enthält vorwiegend süße, alkalihaltige Gräser, auch ist der Bestand des Bodens an phosphorsaurem Kalk durchaus erforderlich. Wo diese Nahrungsstoffe nicht genug oder gar nicht vorhanden sind, müssen sie den Thieren künstlich ersetzt werden. Hat der Züchter ein geeignetes Terrain gefunden, so umgiebt er es mit einem nicht allzu hohen Bretterzaun oder mit einer Drahteinfriedigung. Diese Umzäunung braucht nicht sehr hoch zu sein, denn der Strauß macht nie den Versuch, darüber hinauszukommen.

Da zur Zeit des Federrupfens oft Regenwetter herrscht, ist es gut, innerhalb des Zuchtgeheges einige Schuppen aufzustellen, unter die sich die Thiere bei schlechtem Wetter flüchten können, damit sie nicht Erkältungen ausgesetzt sind. Bei großer Ausdehnung des Zuchtterrains und bei dessen genügendem Bestand mit geeigneten Gräsern bedarf es keiner weiteren Fütterung mehr, da sich die Thiere durch eigene Aesung die Nahrung verschaffen. Ist das nicht der Fall, so müssen die Thiere Ersatzfutter in Gestalt von Grünzeug, geschnittenem Weißkohl, Mais, Reis u. s. w. erhalten. Die Strauße sind übrigens keine Kostverächter und verzehren die ihnen gebotene Nahrung gern. Den ergiebigsten Ertrag ihres



Brütofen.

Federkleides bieten die großen Federn der Flügel und des Schwanzes. Außerdem werden aber auch die kleineren Federn des Rückens und der Brust gerupft, obwohl diese im Gegensatz zu den andern minderwerthig sind. Das Rupfen der Federn läßt sich alle acht Monate vornehmen. Zwei Personen üben die Manipulation des Rupfens aus. Dem Thiere wird eine Kappe über den Kopf gezogen, wodurch es sich in sein Schicksal ergiebt. Während der eine Mann den Strauß am hinteren Körperabschnitt umfaßt, um ihn zu halten, rupft ihm der andere die Federn ab. Ein erwachsener männlicher Strauß soll bei drei Ernten innerhalb zwei Jahren ein Pfund Federn erster Classe und mehrere Pfund kleinerer Federn liefern.

Was nun die Brut des Vogels in der Gefangenschaft anbelangt, so gelingt es wohl hier und dort, bei geeigneter Pflege die Thiere selbst innerhalb beschränkter Behälter zur eigenen Brut zu bringen; es haben aber diese Erfolge für den practischen Straußenzüchter behufs Erlangung tadelloser Federn keine große Bedeutung. Würde der Züchter den Thieren vor dem Brü-

Rupfen der Federn.

ten die Federn rupfen, so zöge dieses nachtheilige Folgen für den Brutproceß nach sich. Da während der Brutperiode die Federn gerade am schönsten entwickelt sind, so würde durch das Brutgeschäft ein größerer Theil verderben. Aus diesen Gründen sieht sich der Züchter veranlaßt, auf die eigene Brut der Thiere zu verzichten und für die Erreichung dieses Zweckes die künstliche Brut anzuwenden. Man bedient sich zu diesem Zweck bestimmter Brutöfen, deren es mehrere Systeme gibt. Sie laufen aber alle darauf hinaus, als Ersatz für die Eigenwärme der Mutter den Eiern eine Bruttemperatur von etwa 105 Grad F. in constanter Höhe zuzuführen. Die Eier müssen regelmäßig täglich mehrere Male gewendet werden, und außerdem muß für tägliche Lüftung des Apparates gesorgt werden. Man hüllt die Vögel, sobald sie ausgekrochen sind, in wollene Decken, bis sie vollständig abgetrocknet sind. Zwei Tage lang fressen die Thiere noch nicht, am dritten picken sie mit Vorliebe kleine Steinchen auf, entleeren sich und sind nun erst im Stande, Grünfutter zu sich zu nehmen. Daß die Thierchen die erste Zeit sorgfältig gehütet und gehegt werden müssen und erforderlichenfalls, namentlich wenn das Wetter ungünstig ist, in Behausungen genommen werden, ist selbstverständlich. Erst nach drei Monaten sind die Thiere soweit, sich selbst überlassen zu werden.

Warten und warten lassen.

„Warten!" Wer hat sie nicht schon ausgekostet, die Qual des Wartens. Wer weiß sie nicht zu ermessen, die zitternde Angst, die heftige Ungeduld oder die stumpfe dumpfe Ergebung des Wartens. Freilich, im Grunde genommen ist ja unser ganzes Leben ein einziges Warten. Wir warten als Kinder ungeduldig, thöricht, als junge Menschen hoffnungsfreudig, in der Kraft unserer Jahre ruhig. Das Kind wartet auf einen Apfel, ein Stück Kuchen, das neue Kleidchen, den Geburtstag und vor allem — auf's Christkind, Jüngling und Jungfrau auf ein unerhörtes, berauschendes Glück, auf Liebesseligkeit und Daseinswonne, Mann und Frau auf Erfüllung ihrer Lebenshoffnungen, bis zuletzt der Greis auf den Tod wartet.

Aber wir warten nicht nur auf die großen Dinge im Leben, auf frohe und traurige, wir warten auch alltäglich und stündlich auf die kleinen. Und dies Warten auf die kleinen Dinge macht uns nervös, ärgert und erbittert uns, zerstört uns viele gute Stunden, bringt manchen Schatten in Haus und Ehe, trennt alte Freundschaften und schafft neue Feinde — das Warten und — das Wartenlassen.

Die wenigsten Menschen können in kleinen Dingen ruhig warten. Besonders die Männer nicht, und von den Männern am allerwenigsten — die Unpünktlichen. Ein Mann, der ruhig und ohne sich die Laune verderben zu lassen wartet, bis seine bessere Hälfte vor einem Ausgange noch schnell ihren Schirm, ihre Handschuhe geholt, den Schleier gebunden, den letzten und allerletzten Blick in den Spiegel gethan und dem Mädchen ein Dutzend Anweisungen gegeben hat, — der ist ein weißer Rabe. Ein Mann, der nicht in Verzweiflung geräth, wenn er fertig zu einer Gesellschaft angekleidet in Frack, Claque und Lack dasteht und seit einer halben Stunde auf sein Frauchen wartet, das noch immer und immer mit ihrer Toilette nicht fertig ist, — das ist ein Heiliger. Und ein Mann, der ruhig und gelassen wartet, wenn das Mittagessen niemals zur rechten Zeit auf dem Tische steht, und der Kaffee immer erst in dem Augenblick auf der Bildfläche erscheint, wenn er schon den Thürgriff zum Fortgehen in der Hand hält, — ja, ein solcher Mann ist überhaupt noch nicht geboren.

Andererseits ist das Warten auf den Hausherrn geradezu nerventödtend. Wenn er heute um eins, morgen um halb zwei und übermorgen um zwölf zu Tische kommt, wenn er Abends trotz der heiligsten Versprechen sich stets eine Stunde oder auch zwei verspätet, niemals zur Zeit da ist, wenn man Gesellschaft erwartet oder ausgehen soll, dann geräth schließlich auch die geduldigste Frau in helle Verzweiflung. Und diese Unpünktlichkeit färbt dann sozusagen auch die ganze Häuslichkeit ab. Kinder und Dienstmädchen werden unpünktlich. Das Dienstmädchen nimmt sich zu allem Zeit, sie weiß ja, daß sie doch noch stets zu früh fertig ist und am Abend dennoch keine wirkliche Ruhezeit hat, weil das Abendbrot sich stundenlang hinauszögert. Die Kinder trödeln auf dem Schulwege, denn Papa ist ja doch noch nicht zu Hause, die Hausfrau selbst vermag keine rechte Eintheilung zu machen, kann niemals mit Sicherheit über ihre Zeit verfügen, ist stets an die Launen ihres unpünktlichen Gatten gebunden. Die Mahlzeiten verlaufen ungemüthlich, weil das Essen entweder verpruzelt oder nicht ganz gar ist, und die allgemeine Laune ist höchst unbehaglich.

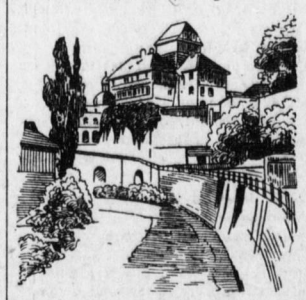
Für die Hausfrau giebt es da nur ein Allheilmittel, — die eigene Pünktlichkeit. Niemals darf der Gatte mit Fug und Recht sagen dürfen: „Du hast mich auch warten lassen." Ganz besonders den Eigenarten, den kleinen Schwächen ihres Mannes in Bezug auf Pünktlichkeit muß sie Rechnung tragen. Braucht der Gatte niemals zu warten, auf Mittagbrot, auf frische Wäsche, auf den Beginn des Spazierganges, auf alles, was er beanspruchen und erwarten kann, dann darf auch die Frau mit Fug und Recht vom Mann Pünktlichkeit beanspruchen. Und nach und nach wird dann auch der Herr und Gebieter pünktlicher werden. Das Gewissen wird ihm schlagen, wenn er im Freundeskreise die Stunde versäumt, er wird vielleicht auch seine Berufsarbeiten etwas beschleunigen können und wollen, um pünktlicher in der Familie zu erscheinen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Der Wille muß eben geweckt und angespornt werden. Und das kann jede kluge und gute Frau bei ihrem Mann erreichen. Freilich nicht von heute auf morgen. Aber ganz langsam wird der Mann einsehen, daß Pünktlichkeit der bessere Theil ist. Und ist er nur erst einmal in einem Stück pünktlich, dann wird er's auch bald in anderen. Merkt er erst, daß das Mittagbrot ganz anders schmeckt, wenn es zur rechten Zeit aufgetragen und verspeist wird, merkt er, daß die Gattin ihn heiter empfängt, wenn er pünktlich am Abend nach Hause kommt, dann lernt er sich nach und nach „einrichten". Und dies „Einrichten" ist ja schließlich die Grundlage zu allem Familienglück. Einrichten müssen sich ja von Anfang an die Ehegatten miteinander, einrichten muß man die Ausgaben und Einnahmen, einrichten muß man sich auch mit seiner Zeit — zur Pünktlichkeit.

In einer wohleingerichteten Häuslichkeit darf es zwei Dinge gar nicht geben — warten und warten lassen!

In Frauenfeld.

Wohl eines der merkwürdigsten Baudenkmäler der mittelalterlichen Baukunst besitzt die Metropole des Kantons Thurgau, das freundliche Frauenfeld, in ihrem Schloßthurm. Aelter als die ersten Anfänge der Stadt, ist dessen Entstehung in das Kleid der Sage gehüllt. Nach dieser verliebte sich ein Ritter von Seen ohne Wissen des Vaters seiner Geliebten in eine Grafentochter von Kyburg. Dem Zorn ihres Vaters, dem das Liebesverhältniß verrathen wurde, entfliehend, stellte sich die liebreizende Jungfrau unter den Schutz des Abtes von Reichenau, mit dessen Hilfe sie für sich und ihren Geliebten den festen Thurm bauen ließ.

Wahrscheinlicher klingt die Gründungsgeschichte des Thurmes, wie sie Dr. Pupikofer in seiner Geschichte der Stadt Frauenfeld darstellt. Nach dieser wäre der Thurm auch vom Abt von Reichenau, dessen Stift in Italien viele



Das Schloß.

Lehen besaß, durch einen italienischen Baumeister nach Vorbild der dortigen normannischen Wachtthürme erbaut worden, um hier eine Zufluchtsstätte für seine Hörigen in Erchingen zu besitzen. Am Thurme selber findet sich weder eine Jahreszahl noch eine Inschrift, noch ein sonstiges Merkmal, aus dem man mit Sicherheit einen Schluß auf die Entstehung des Thurmes ziehen konnte.

Der Bau erhebt sich auf einem Felsen, etwa 60 Fuß über dem Flußbette der Murg, das ganze Gelände bis zu den dunklen Höhen des Schwarzwaldes beherrschend. Als der Thurgau noch Unterthanenland der Eidgenossen war, wurde das Schloß von den Landvögten bewohnt, welche Steuern und Abgaben einzuziehen und das Recht zu sprechen hatten. Nachdem der Thurgau mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft (1798) selbstständig geworden, ging das Schloß in den Besitz des Staates über. Heute ist es Privateigenthum.

— Nichts Merkwürdiges. „Heute sah ich einen Mann, der keine Hände hatte und doch Klavier spielt." „Das ist gar nichts! In unserem Hause wohnt gerade über uns ein junges Mädchen, das hat keine Stimme und singt."

— Berechnend. A.: „Wie ich sehe, sind Sie ja so viel schuldig, als ich Mitgift gebe." B.: „Irren Sie nicht?" A.: „Nein, gewiß nicht." B.: „So? Ich dachte, ich wäre mehr schuldig!"

Der schwedische Athlet.

Die Direktion des Stadttheaters in Schnappenstadt hatte eine hochinteressante Novität angekündigt, und zwar ein Volksstück, betitelt: „Der schwedische Athlet", verfaßt von einem gewissen Gottlieb Refaek. Die guten Schnappenstädter dachten hin und her, wer dieser Refaek sein könnte; beim „hin" fanden sie nichts, aber retour beim „her" entdeckten sie, daß hinter dem orientalisch klingenden Namen ein Gottlieb Kaefer stecken müsse, der die Würde eines Schullehrers bekleidete. Dieser Umstand und die Thatsache, daß der Theaterdirektor Massori wirklich Alles aufzubieten pflegte, um auch ein verwöhntes Publikum zu befriedigen, veranlaßte die kunstliebende Bevölkerung, massenhaft in's Theater zu drängen. Direktor Massori verstand es, sein Publikum zu halten; er war — ein weißer Rabe — in der Lage, mit eigenen Mitteln arbeiten zu kön-

nen; ja, man munkelte sogar, er sei gut situirt und leite das Theater eigentlich nur aus Liebe zur Kunst und aus persönlicher Eitelkeit. Von nicht gerade heldenmäßiger Statur, liebte er doch, sich in Heldenrollen zu zeigen; persönlich neigte er zur Gutmüthigkeit, obschon er bei der geringsten Veranlassung in Ekstase gerieth und im blinden Zorn Hölle und Teufel auf seine Untergebenen schleuderte. Solche Erregungen dauerten aber gewöhnlich nicht lange, und die Strafe des armen Sünders, den er eben noch mit Haut und Haar zu verschlingen drohte, bestand darin, daß er, mit dem Finger drohend, sagte: „Sie, Sie! Sie sind aber Einer!" Diese Eigenthümlichkeit hatte zur Folge, daß ihm mancher Schabernack gespielt wurde, wenn er die Anzeichen guter Laune an sich trug. Das war auch heute der Fall.

Er hatte die Hauptrolle des Stückes übernommen; er spielte einen biederen Mann aus dem Volke, einen Schosser, der sich muthig dem renommirenden schwedischen Athleten entgegenstellt, welcher, die deutsche Kraft verhöhnend,

zum Ringkampf herausfordert. Der schlichte Arbeiter besiegt natürlich den Nordlandsriesen, und die deutsche Ehre ist gerettet. Massori versprach sich von der Ringkampfscene einen Bombenerfolg und stolzirte schon vor Beginn des Stückes in gehobener Stimmung auf der Bühne herum. Den schwedischen Athleten spielte Birdmann, der Bonvivant des Personals — eine hünenhafte Erscheinung, die durch die Kunst des Garderobiers bis in's Riesenhafte gesteigert wurde. In diesem Recken war aber ein loser Schalk verborgen, der ihn zu allerlei Streichen verführte. So auch heute. Im ersten Akt beschäftigungslos in der Garderobe auf und ab gehend, entdeckte er den nagelneuen Cylinder des Direktors, welchen derselbe auf ein dort befindliches Kanapee gelegt hatte. Sofort ergriff Birdmann den Hut und vertauschte ihn mit seiner sehr abgetragenen, alten „Angströhre"; er placirte letztere auf das Kanapee und hing das Prachtexemplar des Direktors über seiner Garderobe auf. Als beim Aktschluß Massori in die Garderobe trat, saß Birdmann mit seinem ganzen Körpergewicht auf — dem Cylinder. Massori erfaßte sofort die Situation, stieß einen Wuthschrei aus, stürzte sich

auf den vermeintlichen Attentäter und riß ihn vom Faulbette empor! „Elender!", schrie er, „Sie haben meinen Hut — — ah! oh! Na warte!" Dabei suchte er nach einem Gegenstand, an dem er seine Wuth auslassen könne — er bemerkte an Birdmann's Platz einen Cylinder, sprang wie ein Tiger darauf los, warf den Hut zur Erde und tanzte einen Schuhplattler auf demselben, bis er platt wie ein Hafendeckel war. Umsonst suchte ihn Birdmann von diesem barbarischen Beginnen abzuhalten; endlich gelang es ihm, den Wüthenden von seinem Opfer zu trennen. „Unseliger!" deklamirte er, „was beginnest Du? Das eig'ne Kind hast Du gemordet!" Gleichzeitig hielt er ihm den schmählich Gequetschten vor Augen und zeigte auf die Innenseite, welche die Visitenkarte des Direktors ersehen ließ. Massori wankte und war einer Ohnmacht nahe. Dann trat er zu Birdmann und sagte mit einer wahren Grabesstimme zu ihm: „Verruchter! Das war Ihr Werk! Ich weiß, was ich zu thun habe. Von heute an erhalten Sie nie mehr — verstanden? nie mehr einen Pfennig Vorschuß!" —

Die Klingel des Inspizienten rief den Schlosser und Direktor auf die Bühne. — Birdmann stand wie vernichtet, denn mit dem Vorschuß hatte ihm der Direktor so zu sagen den Lebensnerv abgeschnitten. Er faßte sich jedoch bald; der Schalk blitzte wieder aus den Augen und mit elastischen Schritten begab er sich zur Bühne. Er spielte seine Rolle ohne jede Befangenheit. Nun kam die Ringkampfscene, in welcher ihn der Schlosser auf die Erde zu legen hatte. Das wilde Ringen begann und mit kräftigen Griffen hielten sich die Kämpfenden umspannt, bald vorgehend, dann zurückweichend, oder sich im Kreise drehend. Der Direktor leuchte bereits vor Anstrengung. „Na, jetzt ist's höchste Zeit — jetzt legen Sie sich einmal!" flüsterte er dem Schweden zu. Der aber that, als wäre er taub und fuhr fort, den Gegner kunstgerecht zu kneten. „Birdmann ich befehle — Ihnen, le—gen — Sie — sich — ah — ah — augen—blicklich!" Der aber that nichts dergleichen und sagte blos halblaut: „Krieg' ich meinen Vorschuß?"

— „Nein!" rief der Direktor entrüstet und wand sich wie ein Wurm zwischen den Armen des Riesen. Das Publikum wurde ungeduldig. Birdmann wiederholte: „Krieg' ich ihn oder nicht?" — „Sie Erpresser, Sie Gauner!", zischte Massori athemlos, „wollen Sie sich hinlegen oder nicht?" — „Krieg' ich meinen Vorschuß oder nicht?" entgegnete Birdmann, den Schlosser im Kreise drehend. „In Teufelsnamen — ja!" keuchte Massori, und im nächsten Moment lag der Riese auf dem Boden.

Frenetischer Jubel scholl an das Ohr des Direktors; der Beifallssturm, welcher ihn umtoste, fegte allen Groll aus der Seele, und als er nach Schluß des Stückes in die Garderobe trat, ging er, mit dem Finger drohend, auf Birdmann zu und sagte lachend: „Sie, Sie! Aber Sie sind wirklich Einer — und zwar was für Einer!"

Amerikaner in Berlin.

Die Berliner amerikanische Colonie wird jetzt endlich ihr jahrelang erstrebtes Ziel erreichen und in nicht langer Zeit sich eines eigenen Gotteshauses in Berlin erfreuen können. Sie hat seit mehreren Jahren an dem Baufonds gesammelt und ist jetzt durch eine Beisteuer John Rockefeller's im Betrage von $10,000 in der Lage, mit dem Bau zu beginnen. Die Kirche, deren Bild wir hier bringen, wird sich an der verlängerten Motzstraße in der Nähe des Nollendorfplatzes erheben. Wie das Bild zeigt, bildet das Gotteshaus einen Gruppenbau, aber doch den kirchlichen

Die Kirche.

Charakter wahrend, unter Anlehnung an die englisch-gothische Form. In der eigentliche Kirche, die etwa 450 Sitzplätze enthält, gelangt man von der Seite aus durch einen bedeckten Eingang, der auf einen Vorplatz mündet. Der Thurm, der pyramidenlos endigt, erhebt sich 35,5 Meter hoch. An die Kirche schließt sich ein Profanbau an, der unten ein Empfangszimmer für den Geistlichen und im oberen Stockwerk einen großen Versammlungssaal enthält. Letzterer grenzt an die Kirche selbst und kann gegebenenfalls zu deren Vergrößerung dienen. Das Baumaterial ist schlesischer Sandstein.

Die Dame ohne Unterleib.

Schaubudenbesitzer (zu einem Schusterjungen, der ohne Bezahlung eintreten will): „Zur Kasse, junger Herr, zur Kasse! Jede Person zahlt nur zehn Pfennige!" — Schusterjunge: „Na, mir lassen Se man so 'rin, Herr Deretter — ick bringe man blos de Stiebel for de Dame ohne Unterleib!"

Letzte Hoffnung.

A. (im Gespräch mit B.): „Was Sie mir da erzählen, ist ja haarsträubend!"

Herr mit Glatze (herzueilend): „Bitte, Bitte, erzählen Sie mir's auch!"

Vermuthung.

Student (vor seiner Wohnung einen Papierkragen findend): „Ich glaube gar, meine Wirthin hat mich auf die Straße gesetzt!"

Der schlaue Parkwächter.

„Entschuldigen Sie, darf ich den Park besichtigen?"

„Nein, der Eintritt ist Fremden nicht gestattet — aber — — — —

was hinter meinem Rücken vorgeht, das geht mich nichts an!"

Zustimmung.

„Das Fräulein Doktor ist ja sehr geistreich, aber doch entsetzlich mager."

„Stimmt! Der reine Gedankensplitter."

Boshaft.

„Sehen Sie, meine Damen," sagt der neue Lehrer für Naturwissenschaften an der höheren Töchterschule der Residenz, „in Botanik und Zoologie that ich mich in dem kleinen Städtchen, wo ich bisher wirkte, um deswillen so schwer, weil es an den nöthigen Sammlungen für den Anschauungsunterricht fehlte, der gerade für diese Fächer unentbehrlich ist. Hier bin ich nun dieser Mühe glücklich überhoben! Wir haben ja das reichste Material — auf Ihren Hüten!"

Zweifel.

Hinterbauernjockel (mit seinem Schatz in der Menagerie): „Aha, — Seehund! So hat mi der Unteroffizier immer g'heißen, wie i no beim Militär war. — So arg is aber do net, gelt Stasi?"

Familien-Idylle.

Der Papa sein Pfeifchen dampft,
Die Mama schläft süß und samft,
Und das Töchterlein dabei
Flickt die wollnen Strümpfe
Still vergnügt für alle Drei
Von Mittags bis halb Fümfe.

Ganz einfach.

Vater (zu seinem Sohn): „. . . Was, telephoniren kannst De noch nicht?! Mit der einen Hand nimmst De 's Telephon und mit der ander'n Hand red'st De!"

Auch ein Match.

„Kennen Sie den Grafen Donnerschlag, Herr Feigelbaum?"

„Ob ich ihn kenn'?! Hab' ich doch gespielt mit ihm mehr als einmal ein großartiges Fußball-Match!"

Der reiche Hirsch.

(Sehr frei nach Uhland).

Es gingen drei Mägdlein wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den reichen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen seltsamen Traum:

Die Erste:
Mir träumte, ich hätt' ein Brillantcollier
Und große Boutons vom Hirsch — Juhe!

Die Zweite:
Und mir, daß ich Frau vom Hirsch nun sei
Mit Villa und Wagen und Hausfreund — ei ei!

Die Dritte:
Und mir hat geträumt — was sagt Ihr da?
Ich hätt' ihn als Wittwe beerbt — ha ha!

So lagen sie da und träumten die Drei —
Da war's mit dem reichen Hirsch vorbei,

Denn während sie also geschwatzt und gedacht,
War an der Börse der Hirsch verkracht —

Juhe! Ei ei! Ha ha! Wai waih!

— Anders genommen. — Schneidermeister: „Diesmal kann ich Ihnen aber den Anzug nicht ohne Geld geben." Student: „Desto besser: ich hab' so gerade keins!"